

Gert Westphal

LAUDATIO

für

DIETRICH FISCHER-DIESKAU

Aufgesagt am 12. September 1998
In der Bartholomäuskirche
zu Wesselburen

Als - hochmögendes Auditorium - als wir noch ein poesievolles Theater in Deutschland hatten – seine Schöpfer waren freilich die Thornton Wilder, Christopher Fry, Jean Giraudoux – o diese Aktschlüsse seine „Siegfried“! – da gab es in dessen Adaption der „Elektra“ eine anrührendste Szene, in der das Theater stumm blieb, die Bühne und der beschworene Zuschauerraum: es hob ein Gärtner seine Hände gen Himmel und bat die Götter flehentlich, ihm den Beweis ihrer in Freude und Liebe wohlwollenden Gegenwart zu schenken durch eine Sekunde des Schweigens. „Hören Sie?“ fragte er in den Zuschauerraum, in sein Auditorium, „hören Sie...!“ und nach einer Sekunde des atemanhaltenden Schweigens sanken seine Hände, er sagte „Danke!“ noch in den Himmel und der Vorhang fiel.

Nie hat es ein beredteres Schweigen für mich gegeben als dieses und ich hätte es für heute und hier rekreieren mögen, da mir die Ehre widerfahren, eine Laudatio zu halten auf die Jahrhundertfigur deutscher Kunst, die Dietrich Fischer-Dieskau heißt, denn nur in solchem – Schweigen hätten Sie vernehmen können all das so oft, all das nie genug zu seinem Ruhme, zu seiner Ehre, zu seinem Lobe Gesagte, einen Chorus der Zeitgenossenschaft, in dem die Stimmen der Liebe sich überbieten.

Selbstredend gefalle ich mir da in einer Beschränkung, die also gleich durchbrochen sein will; schon weil es wohl ein beredtes Schweigen gibt, nicht aber wohl ein besungenes.

Vor zehn Jahren am siebenten September wurde der Brahmspreis, gestiftet von Konsul Uwe Böttcher, von der Brahmsgesellschaft Schleswig-Holstein zum ersten Male verliehen damals in der Holstenhalle zu Neumünster. Der Preisträger war Leonard Bernstein. Wie würde der sich heute über den siebenten Preisträger freuen, hat er ihn doch schon in jüngeren Jahren als größten Sänger unseres Jahrhunderts bezeichnet. Vielleicht hätte er ihm heute gar Brahms burschikoses Freundschaftswort wiederholt: „Wir beide gefallen mir!“

„Wenn man weiß, aus welchem Munde sie stammen“, sagt der Gepriesene, „dann sind solche Superlative keine Last!“

Und aus unverstelltem Munde kam das entscheidende erste Wort, das beinahe mehr als Lob war, weil es Lob auszusprechen sich versagte.

Hier ist es der Schriftsteller Fischer-Dieskau, den ich vortrage in seiner Erinnerung an den 24jährigen, der er damals war.

„Eigentlich verdanke ich Irmel die Bekanntschaft mit Wilhelm Furtwängler. Es war im Sommer 1949, nicht lange, bevor wir heirateten. Irmel nahm an einem Kurs für Cello teil, den der von allen Damen vergötterte Enrico Mainardi am Mozarteum in Salzburg abhielt. Da ich nach der Entlassung aus der Gefangenschaft noch immer keinen gültigen Ausweis besaß, stellte mir der damalige Direktor Eberhard Preußner eine Bescheinigung aus, nach der ich am Mozarteum studierte. Irmel brachte es bald zuwege, dass ich bei einem der beliebten „Symposien“ mitwirkte, die im großen Mozarteum-Saal stattfanden. Die „Vier ernsten Gesänge“ begeisterten Mainardi so, dass er schon am folgenden Tag seinen Freund Furtwängler wissen ließ: „Den musst Du hören!“

Preußner stellte sein Musikzimmer über der Salzach zur Verfügung, auf dass ich dort dem „Jupiter“ höchstpersönlich vorsänge. Ich wartete eine Weile, in der ich mich ganz allein auf den wichtigen Moment vorbereiten konnte. Plötzlich trat der Meister raschen Schrittes ein, gab mir die Hand und murmelte völlig unnötigerweise: „Furtwängler“.

Auf dem Klavierpult hatte ich die „Vier Ernsten“ etabliert...Er warf einen kurzen Blick darauf und setzte sich, um sogleich zu spielen. Ohne Unterbrechung musizierten wir mit steigender Begeisterung, und ich genoss seinen so besonders singenden Klavierton.

„Danke“, war Furtwänglers ganzer Kommentar. Er konnte nicht bleiben, wurde schon wieder irgendwo zu einem Hauskonzert erwartet. Also erhob er sich und nahm mich bei der Hand, um mich energisch in seinen stadtbekanntem Volkswagen zu ziehen, in dem Frau Elisabeth Furtwängler wartete. In der vergangenen halben Stunde war mir an ihm Gebrechlichkeit aufgefallen, aber es handelte sich um eine schöne Gebrechlichkeit, die von Ereignissen, Beziehungen, Schwankungen unter Menschen abhängt. Ihre Voraussetzung ist Sensibilität. Den meisten wird sie als Schwäche erschienen sein. Ich empfinde eine Schwäche auf diesem Bewusstseinsgrad als Vorzug, ja als Tugend.“

Aufgesagt habe ich Ihnen diesen „Nachklang“ Fischer-Dieskaus um jenes „Danke“ willen, mit dem Furtwängler, der „Jupiter“, den 24jährigen bei der Hand nahm. Das größte Wort, das einzige, das da traf. Wir können auch heute nur dieses „Danke“ wiederholen für die Lebensleistung dieses Mannes, die das Urbild des Musikers, den Mythos des „Orpheus“ wieder beschwört. Nicht nur – verzeihen Sie dieses ‚nur‘ – im Gesange, auch und darüber noch mit der eben orphischen Gestaltungskraft, nicht nur wilde Tiere zu zähmen, zweibeinige heutzutage, sondern das Zerstreute zu sammeln, das Weitliegende zu türmen, göltige Beharrung in wechselnder Zeitlichkeit zu ordnen. Nie noch gab es vor ihm die Sammlungen des Liedschaffens eines Franz Schubert, eines Robert Schumann, eines Hugo Wolf, Johannes Brahms.

Liebenswertig bemerkte Koinzidenz: Johannes Brahms.

Der 24jährige besteht mit den „Vier ernsten Gesängen“ vor Wilhelm Furtwängler, worauf gefasst sein der nicht konnte. Und heute verleiht die Brahmsgesellschaft Schleswig-Holstein dem nicht mehr 24jährigen ihren Preis. Drüben in Heide hat die Gesellschaft das Stammhaus der Familie Brahms der Vernachlässigung entrissen und nach ihren Worten zu einem „Juwel von unschätzbarem Wert“ gemacht.

H e i d e auf der Holstein-Itzehoher Geest, 14m über dem Meer, auf dessen größtem Marktplatz Deutschlands seit dem 15. Jahrhundert die Dithmarscher Landesversammlung tagte. Huuuuh, - wie zog es dort jedes Mal, wenn wir an solch lichtlos trübdümpeligen klatschnassen Februartagen, an denen die Erde eigentlich unbewohnbar scheint, mit unseren Theatertourneen in Heide gastierten.

Und hier – wieder mit den Worten der Gesellschaft – „begann der Aufbruch zu einer beispiellosen Musikerkarriere, die der Vater anlegte und der Sohn vollendete.“

Vom Vater Johann ist erhalten der Lehrbrief, der ihn aus dem Kleinhandelsgeschäft der Voreltern zum Aufbruch befähigte:

„Ich Theodor Müller privilegierter und bestallter Musicus zu Weslingburen in der Landschaft Niederdithmarschen attestiere hiemit, dass Johann Brahmst aus Heide drei Jahre bei dem Stadt-Musicus in Heide und zwei Jahre bei mir in der Lehre gestanden, um die Instrumental-Music zu erlernen. Da sich nun erwähnter Johann Brahmst während der Lehrzeit treu, wissbegierig, fleißig und gehorsam gegen mich bezeuget hat, so erkläre ich hiemit seine Lehrjahre für überstanden und geendet und spreche ihn deshalb frei und los. – So geschehen Weslingburen den 16. Dezember 1825. Theodor Müller als Lehrherr.“

Wir hier in Wesselburen, nur 8m über dem Meer, im frühen 12. Jahrhundert erstmals als Wurtensiedlung bezeugt. In seiner Bartholomäuskirche wird zum 5. Male der Preis vergeben, im Festkonzert mit Justus Frantz’ „Philharmonie der Nationen“, ihrerseits Preisträger von 94 – im Vorjahre zog die Gesellschaft ins vielgeliebte Gut Emkendorf, um den verehrten Detlef Kraus zu preisen.

Wesselburen, - für mich bis heute von einem einzigen Namen der deutschen Dichtung besetzt. Hier wurde geboren, der sein Tagebuch, in bedrängtesten Umständen, am 23. März 1835 also kühn eröffnete:

„Ich fange dieses Heft nicht allein meinem künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiss sein kann, dass ich einen erhalten werde. Es soll ein Notenbuch meines Herzens sein, und diejenigen Töne, welche mein Herz angibt, getreu, zu meiner Erbauung in künftigen Zeiten, aufbewahren. Der Mensch ist anders, als ein Instrument, bei welchem alle Töne in ewigem Kreislauf, wenn auch in den seltsamsten Kombinationen, wiederkehren; das Gefühl, welches in seiner Brust einmal verklingt, ist für immer verklungen.

Wer kann gleichgültig so manche tausend Welten in sich versinken sehen und wünscht nicht, wenigstens das Göttliche, sei es Wonne oder Schmerz, welches sich durch sie hinzog, zu retten? Darum kann ich es immer entschuldigen, wenn ich täglich einige Minuten auf dieses Heft verwende.“

Er schrieb dann dieses Gedicht:

Blume und Duft

In Frühlings Heiligtume,
Wenn dir ein Duft ans Tiefste rührt,
Da suche nicht die Blume,
Der ihr ein Hauch entführt.

Der Duft lässt Ewiges ahnen,
Von unbegrenztem Leben voll;
Die Blume kann nur mahnen,
Wie schnell sie welken soll.

Friedrich Hebbel. Und Franz Liszt hat es komponiert. Auch dieses Lied hat Fischer-Dieskau gesungen. Wer hat ihn zuerst Produktionsgenie genannt?

Reine Meditation gelingt ihm in diesem winzigen Lied, einem Selbstgespräch schon bei Hebbel, nach innen geführt noch von Liszt. In Liszt's Wiederholung der letzten Verszeile „...wie schnell sie welken soll“ erstirbt die Gesangsstimme in fahler Blässe. Zum andern Male beweist sich Fischer-Dieskaus Erkenntnis „Die menschliche Stimme ist ja eben ein anderes Instrument als die Geige oder das Cello; sie hat die Möglichkeit, mit Hilfe der Sprache Farben des Ausdrucks in den Vortrag einfließen zu lassen, die keinem Instrument zu entlocken sind.“ Und an anderer Stelle: „Die Töne genügen sich selber und bedürfen keiner anderen Rechtfertigung. Die Melodie ergibt sich aus der Rezitation, als könne bei langsamem Vorlesen auch keine andere Tonfolge entstehen.“

Ich könnte noch lange bei diesem Lied Liszt's verweilen und den im ganzen zwei Minuten und 5 Sekunden seiner Interpretation durch den Künstler, den wir hier und heute ehren, denn auch diese Winzigkeit steht für die künstlerische Maxime, die Fischer-Dieskau erfüllt, indem er Goethes Forderung nachkommt, das Einzelne habe über sich hinaus auf das Ganze der Gattung zu verweisen. Jedes Lied, das er in seinem Leben sang, wies auf das deutsche Lied, „the German Song“, „le lied“, dem er in der Welt zu einer bisher unerhörten, im wörtlichen Sinne unerhörten Geltung verhalf; aus der seelischen Wüste heraus, die uns alle in unserer historischen Verfehlung mit dem Kriegsende verschüttet hatte. Nach der Selbstvernichtung

unserer Kultur wurde dieser Mann als Mittdreißiger bereits in den USA zu den zehn größten Männern unserer Zeit gezählt. Was mehr bedeutet: er wurde zur Autorität, zur Instanz, zum Symbol für das Wiedererstehen unseres geschundenen Vaterlandes als Kulturnation.

Mit Worten zu ihm ist so wenig gesagt. Der stupende Fleiß, der zum Produktionsgenie führt?! – Er ist doch nichts anderes als das agens eines Ausdruckslebens, das sich gar nicht „abstellen“ kann. Denn: „der Berufene“, weiß schon I GING, „hat einen dauernden Sinn in seinem Weg. Bewegt sich doch der Berufene in Hingebung.“

Unbequem war er oft, wie denn nicht. Einer, der öffentlich nachdachte?! Nicht nur über sein Metier, nein über die Berufung selber. Der auch sie „beim Wort nahm“. Sein Vater, der Begründer des Zehlendorfer Gymnasiums in Berlin, war Philologe und „Freund des Wortes“ auch der Sohn. Wir hörten in seinen Liederabenden nicht nur die Meister der Noten, wir hörten die Texte Eduard Mörikes, Goethes, ja auch der ‚minores‘, den zu Unrecht verkannten Wilhelm Müller.

„Ich glaube“, sagt er, „dass das Kunstwerk selbst die Interpreten überrascht, dass es sie zur Wachsamkeit, zu immer erneutem Wunsch nach Annäherung, zum Wiederfinden des schon Gefundenen zwingt. Wer hinter dem Werk verschwindet, der ist der überlegene Interpret. Es muss der Eindruck entstehen, als würde man das Stück im Moment der Wiedergabe komponieren. Das Werk ist wichtig und sonst gar nichts. Nicht einmal der Komponist ist so wichtig, sondern allein das Stück und dessen Aussage. Der Interpret ist für die Musik da, nicht ist die Musik da für den Interpreten“.

Wahrhaftig: in welchen Rang rückt dann der Interpret! Man erinnere sich an Heinrich Heines divinatorische Huldigung: „Was ist in der Kunst das Höchste? Die selbstbewusste Freiheit des Geistes. Nicht bloß ein Musikstück, das in der Fülle jenes Selbstbewusstseins komponiert worden, sondern auch der bloße Vortrag desselben kann als das künstlerisch Höchste betrachtet werden, wenn uns daraus jener wundersame Unendlichkeitshauch anweht, der unmittelbar bekundet, dass der Exekutant mit dem Komponisten auf derselben freien Geisteshöhe steht, dass er ebenfalls ein Freier ist.“

Das ganz unmittelbar Überwältigende – da es immer aus dem Bewussten herkam und sich dann erst an die Hingebung verlor, ereignete es sich ein Sängerleben lang bei diesem Freien hier unter uns, in allen Extremen der Opernbühne, im sakralen Raum, im innigen Trost und der träumerischen Beseligung des Liedes, im Beharren wie im Vergehen mit der bald reißenden, bald ruhenden Zeit.

Es ist Joachim Kaiser, der das mit Liebe betrachtete Phänomen nur im Wortverzicht auszudrücken vermag: „So schwer sich über alles das reden lässt – erst da, wo wir nach adäquaten Worten verzweifelt suchen müssen, fängt seine Kunst an.“

„Um Kunst zu machen, muss man nicht das Talent, sondern das Schicksal dazu haben, alles übrige führt zu nichts und ist der Rede nicht wert.“, hatte es von Furtwängler geheißen...

Meine sehr verehrten Gäste dieses Festaktes, Sie alle – besonders aber der Preisträger des Jahres – haben diese Laudatio in aller zugegebenen Beschränkung – hoffentlich nicht in einer nicht zugegebenen Beschränktheit – ertragen müssen.

Hohe Zeit, dass ich versuche, vorsätzlich des Gesagten, eine Legitimation dafür nachzutragen, dass ich und wieso ich überhaupt hier stehe und mit meiner Laudatio den Versuch einer Liebeserklärung mache. Juristendeutsch versichert, der Versuch sei nicht strafbar....

Dietrich Fischer-Dieskau,
hochverehrter und so geliebter Freund,
es ist Deine Lizenz, Deine Freundschaft, die ich hier ausbeute. Ich hab es Dir schon einmal erzählt, für viele, die Großzahl des heutigen Auditoriums, mag es neu sein:
Ich zählte dreißig Jahre...

Radio Bremen - mein Büro des Oberspielleiters - herein stürzt die mit der Musik aufs Innigste liierte Programmsekretärin: „Das musst Du hören!“ – rennt mit mir über den Flur, auf Zehenspitzen dann in den Regieraum, wo auch die Aufnahmemaschine kreiste – und was die aufnahm, vergaß ich nie wieder. Ein blutjunger Sänger aus Berlin, dessen Namen: ‚Fischer-Dieskau‘ ich bis zu diesem Hörmoment noch nie vernommen, sang Schubert-Lieder. Und ich hörte, was ich nach dem Kriege noch gar nicht, vor dem Kriege auch in keinem Dresdner Liederabend, was ich bei Heinrich Schlusnus nie gehört hatte - und der war zur Zeit meiner Schülerjahre Institution - ich hörte die Vollendung des Liedes, in der Silbe und Note nie wieder zu trennen sein würden, in der sich die Frage des Primats nie mehr stellen würde.

„Die Tonkunst, das wahre Element, woher alle Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren“ sagte Goethe. Du liebest mich - der Erste! - das hören. Du führtest vor: die ins Werk gesetzte Wahrheit dieses Satzes.

Von diesem Vormittag des Jahres 1951 an warst Du Institution. Du wirst hier einwenden - ich habe es bei Dir nachgelesen: - „...eine völlig authentische Interpretation gibt es nicht. Zwar tritt immer wieder einmal die Täuschung ein, es sei Vollendung gelungen. Aber daraus den Schluss zu ziehen, es handle sich unwandelbar um Endgültiges, ist mit nichts zu rechtfertigen. Noch weniger geht es an, eine Darstellung als Einwand gegen eine andere zu benutzen. Denn nicht zwei Stimmen gleichen sich, noch weniger zwei Talente.“

Sollte man aus der Nennung des Namens Schlusnus die Absicht des Vergleichs herausgehört haben, ziehe ich den Namen zurück. Schon, weil Du ohne Vergleich bist!

Aber eben: gibt es Authentizität in der Absolutheit nicht, so gibt es sie zu unserm Glück – zu meinem ganz gewiss – als Einlässlichkeit für das Geschenk der Wahlverwandschaft.

Der Programmverantwortliche, der Dich bei Radio Bremen debutieren ließ, war mein Kollege Karl Otto Koch, Dresdner wie ich, in seiner Schulzeit ein paar Jahre früher dran, als ich, so lebensbestimmt vom Operndirektor Fritz Busch, dem Dirigenten damals der Sächsischen Staatskapelle, dass er beim Abitur gefragt, was er denn werden wolle, nur antworten konnte „Fritz Busch!“. Nun, der wurde er nicht, der war schon vergeben, aber er wurde der Musikmacher dann des Westdeutschen Rundfunks, dem es als erstem und – leider durch Buschs frühen Tod – einzigem gelang, Fritz Busch für das Dirigtat einer Radioaufnahme des Verdischen „Maskenball“ zu gewinnen. Und er erzählte mir, was später so oft kolportiert worden ist: Fritz Busch korrepierte natürlich – dieses „natürlich“ gehört verflommenen Zeiten der Opernkultur an – selbst, und Du versangst Dich in jugendlicher Aufregung an einer Stelle

in der für dich Premièrenpartie. Da rief Fritz Busch, weiterspielend Dir zu: „Junge, komponier' nich'“!

Mir will scheinen, die Anekdote sei nicht zu Ende erzählt. Fritz Busch, von allen seinen Kollegen neidlos gerühmt, war immer von höflichster Liebenswürdigkeit, aber er war zuallererst sehr genau. Er hätte nicht gesagt: „Komponier nich'!“ hättest Du nicht eine besonders schöne Note gesungen. Dass sie falsch war, - Verdis Fehler.

Nach Buschs Worten, das überlieferte Grete, seine Frau, war dieser junge Mann von 26 Jahren, der Du damals warst, das Größte an Talent, was ihm in diesem Fache im Leben überhaupt vorgekommen ... wie genau er war: in diesem Fache – der Entdecker von Erna Berger, von Maria Cebotari verallgemeinerte auch aus übervollem Herzen nicht. Und wie das dann gilt!

Fritz Busch verhörte sich nicht. **Dietrich** Fischer-Dieskau machte seinen Vornamen zum Nachschlüssel des Welterfolges.

Daran im Feste denken, heißt immer auch danken. Dafür, dass wir mit Dir sein dürfen.

Es war auch Oper und es war im im Studio eines Senders, des hessischen diesmal, dass wir zusammen kamen. In einer Besetzung für Wolfgang Fortners „Wald“, jenem Kernstück aus Garcia Lorcas „Bluthochzeit“, die Ernest Bour als Funkoper dirigierte, bekam ich als junger Regisseur Dich geschenkt für die Partie des Bräutigam. Ernst Häfliger sang den seltsam bestrickenden Text des kupplerischen Mondes:

„Überall leuchte mein Strahl
und über die dunkelen Stämme
krieche mein heller Schein...
Nein, sie entkommen mir nicht!
Mit Fiebergesprüh von Demanten
Will ich das Pferd überfunkeln...“

Und Du setztest Dein:

„Hier hinauf! Ich werde sie finden!“

dagegen.

Hier hinauf! Bestimmende Zielworte allzeit für Dich.

Du nahmst mich mit, auch wenn Du's nicht wusstest. Ich begleitete Dich, allsommerlich in Salzburg gewiss; in manchem Liederabend saß Deine wunderbare Julia und wie gern hätte ich ihr gesagt, was der da oben mir...aber man ist ja schüchtern erzogen...Aber was habe ich für mein Gedicht von deinem Lied gelernt! Nicht zuletzt den immer unerschrockenen Willen zum Ausdruck. Wie lautet die Ermutigung bei Horowitz?: „Wenn es um die Aufführung geht, ist nicht Interpretation gefordert, sondern subjektive Neuschöpfung. Der Notentext eines Komponisten ist nichts als ein Gerippe, das der ausführende Musiker mit Fleisch und Blut ausstatten muss, damit es lebendig wird, als ein Lebendes sich dem Publikum mitteilt.“

So ist mir die Druckseite Text die Partitur, die wieder Sprache werden muss. Wie war ich dann glücklich, wenn Kritiker, die unsereins ja weniger begleiten als verfolgen, mir vorhielten, was sie mit gleichen Vokabeln Dir ankreiden zu müssen für nötig hielten – mehr ihrer Reputation zu Liebe als unserer – sie waren beide Male schlicht überfordert – denn ich wusste dann, ich war auf dem rechten Wege. Auf Deinem.

„Wenn ich Sie höre, denke ich: das stimmt und befördert, was hinter den Worten steht.“ – ein Satz, den ich Dir hätte schreiben müssen, aber Du hast ihn mir geschrieben.
Und in den letzten Jahren – ein Lebensgeschenk für mich – darf ich nun manches Mal – zu selten freilich – mit Dir auf einer Bühne stehen, sitzen, wenn wir zusammen lesen.

Nie vergesse ich Bad Lauchstädt, weiß Du noch? Wir saßen auf dem Bühnenboden, den Goethe noch als sein Orest betreten...wir lasen Goethe und Zelter. Du ließest mir den Berliner Maurermeister schmecken und die Idee keimte, mit deren Verwirklichung Du mich dann so verwöhnend beschenkt hast: Du schriebst das Buch „Carl Friedrich Zelter und das Berliner Musikleben seiner Zeit – eine Biografie“ und Du hast es mir gewidmet.

Und unser erstes Lesevergnügen in Stuttgart? Wie liebenswürdig und hilfreich hast Du mich da empfangen! Jetzt erzähle ich eine Geschichte, die noch niemand kennt, möge sie ab jetzt zur gern wieder erzählten Anekdote kreieren:

Du spürtest natürlich auf unserer ersten – unserer einzigen – Leseprobe mein Lampenfieber. Schlug mir doch das Herz in wunderlichster Freude über die gewonnene Gemeinsamkeit und in Sorge, ob ich da bestehen könne, bis in die Kehle. Plötzlich brachst Du ab, in **D e i n e m** Text – dem Briefftext von Richard Strauss – ein kleiner Seufzer wie eine barocke Fioritura – Du lehntest Dich zurück und schenktest mir die Pointe: „Uiii, singen ist leichter!“

Ich war gerettet. Und von Dir!
Ich danke Dir.